

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

25]

Roman von M. E. Belle Grazie

So oft hatte sie sich vorgesagt, wie sie bitten wolle. Nun war ihr plötzlich, als könne sie auch nicht ein Wort finden. Und der gnädige Herr würde sie erst groß anschau'n — und steh'n lassen.

„Ja — nein — ja — nein . . .!“ Sie begann die Knöpfe ihres Spencers abzuzählen.

„Ja — nein — ja — —“

Da fiel der Schuß, rollte dumpf und lang hin, aus dem Schweißen heraus in das Schweißen hinein. Ueber einer Richtung flogen ein paar große Vögel auf, wahrscheinlich die zugestrichenen Hennen. Auch im Rohr wurde es plötzlich lebendig. Dann wieder tiefes, tiefes Schweißen.

„Das war jetzt der Tod!“ dachte Annaliese. Und plötzlich schauerte sie zusammen. Warum? Sie wußte es selbst nicht. Aber heute war schon alles anders!

Eine ganze Weile blieb es still, nur das Gesumme der Fliegen und Käfer wurde immer lauter. Da und dort sprang ein Fisch auf im Teich. Der Schein der Morgenröte, der bisher wie Kupfer auf den dunklen Buchenstämmen gelegen, wurde licht und goldig. Die Sonne kam.

Vom Waldrand, jenseits des Teiches, flog ein Lachen auf, hell und sonor: die Stimme des „gnädigen Herrn“. Auch den Jäger hörte man dazwischen reden und das Gebnad des Laubholzes, das sie im Vorwärtschreiten niedertraten. Noch ein Weilschen und man würde sie auch sehen können, wie sie drüben erst aus dem Buschwerk traten, in den Kahn stiegen, der an den schwarzen Pflock verankert war und so starr und bewegungslos auf der blanken Fläche des Weihers ruhte, daß nicht einmal sein Schatten zitterte.

Plötzlich flogen ein paar Wasserhühner aus dem Rohr auf. „Jetzt!“ dachte die Annaliese und trat noch tiefer ins Schilf zurück. Wenn er sie nicht gleich sah, hatte er keine Zeit, sich anders zu besinnen. Und guter Laune, wie er jetzt sein mußte . . . wer weiß!

Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, stand sie eine Weile so da und spähte mit angezogenem Atem durchs Röhricht: sah, wie zuerst der Leibjäger ans Ufer trat und in den Kahn stieg, wobei er den Kahn mit einem Ruck voraus schmiß, daß die metallisch glänzende Brust des Tieres wie grünliches Gold in der Sonne aufglänzte. Er machte den Sitz für seinen Herrn bequem, schob die eigene Jagdtasche unter die Bank, legte die Ruder zurecht und die Hand an die Kette, die den Kahn noch festhielt. Seine Gnaden konnten einsteigen.

„Wo er nur bleibt?“ dachte Annaliese. Wie konnte sie auch ahnen, daß der gnädige Herr dort drüben im Buschwerk lauerte und nach einem anderen Wild auslugte? Nach einem Wild, das ihm der Mexikaner verbietet! Und daß er im Augenblick recht übler Laune war, weil er dieses Wild noch immer nicht sah. Es nicht seh'n konnte, wie sie so dastand, den Kopf zwischen den Schultern — und sich duckte und duckte.

„Am End' bleibt er gar im Wald!“ sagte sich die Annaliese. Und während sie es dachte, hob sie langsam den Kopf und trat einen ganzen Schritt vor, um besser zu seh'n. Nur einen Augenblick lang, aber gerade diesen Augenblick erspähte der Jäger sein Wild und im nächsten trat er heraus.

„Er hot mi nit a' sehn!“ tröstete sich die Annaliese. Sie hatte ja genau bemerkt, wie der Graf zwischen den Büschen hervortrat, den Blick zu Boden gesenkt, den Fuß schon erhoben, um in den Kahn zu steigen. Und nun fielen die Ruder ins Wasser, begann sich die glatte Fläche zu kräuseln. Weiter und weiter wurden die grüngoldenen Ringe — näher und näher zogen die Wellen. Schon sprang es glucksend im Schilf auf. Ob sie auch an der richtigen Stelle stand? Aber freilich! Da hob sich derselbe schwarze Pflock aus dem Wasser, wie drüben — und dort lag die „Schweihütte“. Das Blut in ihren Ohren begann wieder leise zu singen. . . .

Der Kahn aber kam näher und näher. „Nun krieg' ich auch die Henne,“ dachte der Graf, während er mit der Fußspitze leise an die Brust des erlegten Hahnes tippte. Hell und prall sprang das Sonnenlicht von dem Lauf der Flinte zurück, der ihm blickend über die Schultern sah

„Wenn wir drüben sind, kannst Du den Kahn gleich zur Kalesche tragen,“ befahl er wie nebenbei.

Der Leibjäger stuzte. . . . „Euer Gnaden wollten doch in der Jagdhütte frühstücken? Ich hab' schon alles zurechtgestellt!“

Seine Gnaden kniffen bloß die Augen ein: „Ja; ihr zwei fahrt wieder heim!“

„Aha!“ dachte der Jäger. Wußte sich aber noch keinen rechten Vers darauf zu machen. Sonst pflegte er bei solchen Gelegenheiten die Weiber „einzutreiben“.

Endlich rauschte der Kahn ins Schilf hinein. Der Graf sprang ans Ufer. Hinter ihm pflöckte der Jäger das Fahrzeug an.

„Jetzt!“ dachte die Annaliese, und schon vertrat sie dem Grafen den Weg.

„Euer Gnaden . . . i bitt' schön, Euer Gnaden!“

Keine Antwort. Nicht einmal stoh'n blieb er. Nur sein Blick ging groß und fremd über sie hin. „Was fällt Dir ein, mich da zu stören?“ so beiläufig. Mit großen Schritten ging er an ihr vorüber, der Jagdhütte zu.

Aber sie mußte doch bitten für ihren alten Vater! So schön hatte sie sich die Worte gesagt und alle fielen ihr wieder ein, gerade jetzt! Obwohl ihr die Angst das Herz zusammenpreßte. War es möglich, daß ein Mensch das mit ansehen konnte? Soviel Angst und Not und Qual — und vorübergeh'n? Und diese Augen hatten sie einmal gesücht, sie wußte es! Nicht das Gefläsch der Leute hatte sie gebraucht, um sehend zu werden. Das vollreife Weib, das sie war, hatte mit stiller Genugtuung und nicht ohne eine geheime Lust des Blutes die Schuldigung empfunden, die in jedem Blicke lag, die aus diesen großen, stolzen Augen so heiß und wohlgefällig über sie hingingen. Und das war nun alles vorüber? Sie selbst ihm nicht mehr als eine lästige Bettlerin, die ihm zur Unzeit über den Weg lief? Und es war doch kaum eine Woche her, daß er hinter ihr steh'n geblieben, lang, lang, mitten im Feld — bloß um sie dahingeh'n zu sehen! Sie hatte zwar getan, als ob sie nichts merke, und war um keinen Schritt rascher gegangen. Aber natürlich hatte sie's doch gemerkt. „Der Herr Graf bleibt steh'n, wenn ich vorübergeh'!“ Und wie hoch hatte sie tags darauf den Kopf getragen!

Das Weib empörte sich plötzlich in ihr, nicht nur die zurückgewiesene Wittstillerin, konnte das einfach nicht fassen. Wäre Annaliese nur stolz gewesen, nicht einen Schritt hätte sie mehr hinter ihm her gemacht. Aber sie war auch eitel, eitel als sie bis jetzt gewußt, so eitel, daß sie alles vergaß, bloß um zu seh'n, ob er sie wirklich noch einmal von sich treten würde.

Und so lief sie ihm nach.

Er hörte, wie die nackten Füße hinter ihm über den Seidegrund herkamen — rasch, behend. Hinter ihm! Die Vorstellung allein machte ihn wirbelig. Aber er wußte, wie die Weiber zu kriegen waren. Die Weiber und das Wild: Geduld mußte man haben! Er biß die Zähne in die Unterlippe und sah mit keinem Blick zurück. Ließ das schöne Mädchen hinter sich herlaufen, während er mit großen Schritten auf die „Schweihütte“ zuzug — rasch, stolz, unnahbar.

Nun stand er vor der Tür; steckte den Schlüssel ins Schloß, öffnete, trat ein. Durch das halbblinde Fenster sah er noch, wie sein Leibjäger, den Kahn auf der Schulter, dem Wald zutrabte. Jetzt war es Zeit! Mit einem Ruck hob er die Flinte von der Schulter, dann die Jagdtasche, brachte beide an ihren Ort, wobei er die Hütte der ganzen Länge nach durchschreiten mußte. Sein Blut siederte, seine Sinne schrien förmlich auf . . . aber — er war ein Jäger!

Er hatte die Tür hinter sich offen gelassen. Prall und hell floß durch die Öffnung der goldene Glanz des Morgens hinein. Wie er sich aber jetzt zurückwandte — scheinbar absichtslos und ohne jede Hast, da lag ein schlanker, dunkler Schatten in dem Goldstrom, der von draußen hereinsloß, auf der Schwelle stand die — Annaliese!

Er hatte Mühe, an sich zu halten. Denn wie sie so dastand, von all dem Licht umflossen: die goldenen Flechten über dem zurückgeglittene Kopfschuch wie eine Krone auf dem feingemeißelten Haupt, im Aug' einen flammenden Groll, um die Lippen einen Zug, wie ihn schnollende Kinder haben, bis an

den Hals sittsam in dem unförmigen Spenzer steckend, doch darunter die junge, volle Blüte. . .

Ein Knack, der etwas Pantherhaftes hatte, ging durch seinen Leib: ihr entgegen — mit einem Sprung! Wenn man so lang hinter einem Wild her ist. . . Aber — „Geduld!“ dachte er wieder. Noch stand sie ja erst auf der Schwelle! Und die offene Tür hinter ihr ließ jeden Blick hinein und jeden Laut hinaus.

Eine ganze Weile stand er so und sah sie an, bleich bis an die Lippen von dem Kampf, in dem er sein ungebärdiges Blut zurückdrängte. Er reckte den Kopf noch höher, kniff die Augen ein, sah förmlich über sie hinweg, während er sie anherrschte: „Was will sie da?“

Sobiel Mut hatte sie bis jetzt gehabt, die Annaliese! Sich so stark und sicher gefühlt im Bewußtsein, die Sinne dieses Mannes einmal beherrscht zu haben. Als aber nun auch seine Stimme auf sie losfuhr — fremd, hochmütig, abweisend, da brach ihr ganzes Selbstgefühl mit einem Male zusammen. Und plötzlich schluchzte sie auf — laut kläglich, in der ganzen Hilflosigkeit eines enttäuschten Kindes.

„Nun?“ fragte er noch einmal. Seine Stimme hatte diesmal einen weichen Klang. Die Annaliese merkte es, und weil ihr das Schluchzen die Worte verschlug, machte sie ein paar Schritte nach vorwärts — ihm entgegen: in ihrer ganzen rührenden Hilflosigkeit.

„Jetzt!“ dachte er; trat hinter sie und schloß die Tür. Sie merkte es nicht einmal, so ganz von ihrem Schmerz benommen, das Antlitz von der Schürze verhüllt, in die sie noch immer hineinweinte. Nur seine Schritte hatte sie gehört, die Schritte, mit denen er ihr näher getreten war. Und plötzlich fühlte sie, daß er knapp vor ihr stand. Sein Atem ging über sie hin. Da wagte sie's, wieder die Augen aufzuschlagen.

Sein voller Blick begegnete ihr. „Nun?“ wiederholte er, während seine Hand sich leise auf ihre Schulter senkte. Und mit einem fast schelmischen Lächeln setzte er hinzu: „Seh' ich denn wirklich so schrecklich aus?“

In die tränendunklen Augen der Annaliese kam ein hoffnungstrophes Geleucht. Rein wahrhaftig! Wie er jetzt vor ihr stand, mit diesem gütigen Lächeln um Lippen und Augen. . . Wer hält' es für möglich gehalten, daß der gnädige Herr jemals so dreinseh'n könne? Wieder wollte sie etwas sagen. Weil ihr das Schluchzen aber noch immer die Rede verschlug, sah sie ihn bloß an und lächelte.

Langsam glitt seine Rechte von ihrer Schulter herab, den vollen Arm entlang, bis er die bebende Hand in der seinen hielt. Wie eine tröstliche Ermütigung war's. Der Annaliese wenigstens schien es so. Und dabei lächelte er sie wiederum an. „Aber, aber, mach' sie doch keine Dummheiten!“ Und während er es sagte, führte er sie an den Tisch der Güte, wo Teller und Gläser bereit standen und eine diebauchige Flasche aus einem silbernen Kübel hervorsah.

„Keine Dummheiten,“ wiederholte er. Dabei drückte er sie mit beiden Armen auf den Stuhl nieder, daß sie sich setzen mußte, ob sie wollte oder nicht.

„Wenn i g'wüßt hätt', doß gräßliche Knoden so viel quatsan,“ stieß die Annaliese hervor. Sie wollte noch etwas sagen, aber da kam wieder dieses dumme Schluchzen. So streckte sie ihm nur die gefalteten Hände entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

23]

Die Mutter meinte: sie habe mit der Art, wie sie nach seinem ersten Besuch im Schusterhause ihn behandelt hatte, sein Herz zu tief getroffen, sein Ehrgefühl verletzt und das habe ihn fremd gemacht gegen sie, und sie suchte durch gute Worte und warmen Ton der Stimme ihn zurückzugewinnen. Sie mühte sich, den Glanz der Liebe in ihre Augen, ein freundliches Lächeln in ihre Mienen zu bringen. Und wenn es ihr auch nicht gelingen wollte, weil in ihrem Blick seit vielen Jahren schon nur düstere Ernst und schwere Sorge, Kummer, Angst und Verzweiflung gewesen, weil ihre Jüge hart und unbeweglich geworden waren unter dem Zwange ihrer Art und ihres Willens, rühren hätte das willige Mähen der Todgeweihten, um des Sohnes willen die Natur ihres Wesens zu verleugnen, doch jedes aufmerksame Herz müssen, das noch Empfindung besitzt für Mutterliebe und Muttergram.

Der Paul aber sah und hörte nichts davon, wie die Mutter um ihn warb. Nur selten trat er an das Krankenbett, nur für flüchtige Minuten, und wenn er fragte, wie es gehe, hörte ihr scharfes Ohr am Klang seiner Stimme, daß ihm die Frage nicht aus dem Herzen kam und seine Gedanken an anderem Orte weilten. Sie sah ein fremdes Feuer in seinen Augen brennen, von dem sie nicht wußte,

welcher Art seine Blut war, und während sein Blick und Mienen sich quälten, ein Lächeln zu finden, schluchzte ihr Herz unhörbar in wildem Weh.

Keinen Abend war der Paul mehr zu Hause. Oft sah er im Schusterhäusel mit der Geliebten allein, scherzte und koste mit ihr, war selig im Glück und hatte die kranke Mutter völlig vergessen; mitunter begleitete er, wenn die Greta mitging, den Schuster und den Joseph in die Wirtshäuser und trank, um ein Lächeln seines Mädchens zu gewinnen, von Bier und Schnaps, die man ihm vorsetzte.

Er trank nicht viel, nur in kleinen Schlucken, war höchstens angeheitert, nie betrunken, aber die Leute, denen dies plötzliche Treiben des Tischlerlehrlings zu sehr abstach von seinem bisherigen Leben, hatten schnell für ihn den Namen wieder bei der Hand, den die Schulkameraden dem Siebenjährigen angehängt hatten nach dem tapferen Bekenntnis, zu dem die strenge Mutter ihn gezwungen. „Sumpfpaul“ hieß er wieder, und diesen Namen sollte er nicht wieder los werden, so wenig auch späterhin sein Lebenswandel ihn rechtfertigte.

Alle im Dorf und in der Umgebung wußten, wie der Sohn der Rother-Tischlern es trieb; nur die Mutter erfuhr nichts davon. Sie grämte und sorgend verbrachte sie ihre Tage im Bett, ängstigte sich um den Jungen, fürchtete Schlimmes und wußte nicht, wie sie sich retten sollte vor ihrer Unruhe. Die Nachbarweiber kamen nicht zu der Einspännigen, die so manches Mal sie übel hatte ablaufen lassen, und die alte Schmidten, die, so gut sie es vermochte, den Haushalt und die Krankenpflege besorgte, hütete sich, etwas zu verraten. „Keinen Berger, keine Aufregungen,“ mahnte Sanitätsrat Hartung jedesmal, wenn er da war.

Die Kundin aus einem Nachbardorfe erst hinterbrachte der Kranken, was sie von Paul wußte: das vom Umherliegen in den Wirtshäusern und von dem Wiederaufstehen des Weinamens, und auch, daß er mit der Glück-Greta ging und sie heiraten wollte.

Ein jäher Schreck warf die Kranke auf, und nun war es aus mit dem stillen Liegen, mit dem geduldigen, wehevollen Zuwarten, daß der Sohn sich besinnen und seine Liebe ihr wieder zuwenden möchte. Die Kraft, dem zermürbten, kranken Körper abhandeln gekommen zu sein schien, war mit der wiedererwachten Kraft der Seele wieder da. Verschwunden war das Welke, Müde aus den Jügen ihres Gesichts, verschwunden das unruhvolle Spiel in seinen Falten und Fältlein, in dem das Bittern ihrer Seele sich widerspiegelt hatte: feinern und unbeweglich waren ihre Mienen wieder geworden, und die Augen schimmerten in dem wächsernen Gesicht wie zwei kalte Steine.

Raum war der Besuch fort, so raffte sie sich vom Bett auf und warf die Kleider über. Die alte Schmidten schlug, als sie dazu kam, jammern die Hände zusammen: „Jeses, jeses, Rothern, seid Ihr iätsch geworden?“ Aber die Frau ließ sich nicht hindern. Die Röde schlatterte ihr am Leibe, so sehr war die sonst schon Magere in den drei Wochen ihres Krankenlagers abgefallen. Als sie durch die Stube gehen wollte, wurde ihr schwarz vor den Augen, der Magen, der schon fast nichts mehr bei sich behielt, hob sich, als sollte der Krampf sie wieder befallen. Mit Anspannung alles Willens, dessen sie fähig war, überwand sie den Anfall; aber sie mußte sich, erschöpft von den körperlichen und seelischen Anstrengungen der letzten Stunde, doch auf einen Stuhl setzen, um neue Kraft zu sammeln.

„Wo . . . wo is . . . der Paul?“ fragte sie mit fast verlöschender Stimme.

Die alte Frau sah überrascht auf: jetzt verstand sie, warum es die Kranke aus dem Bett getrieben hatte.

„Fort!“ antwortete sie zögernd.

„Wie lange schon?“

„Wie lange wird's halt sein? Eine gute Stunde vielleicht oder a wing länger!“

„Wohin?“

Die Alte warf einen scheuen Blick von der Seite her auf die Meisterin und wich aus:

„Das hat a mir nich gesagt!“

Da beehrte die Kranke auf.

„Wohin er is, will ich wissen! Ihr sollt mich nich auch noch hintergehn, wie sie mich alle hintergangen haben dahier!“

Frau Schmidt trat dicht vor die Meisterin und legte die Hand betauernd auf die Brust.

„Ich tu Euch nich hintergehn, Rothern! Ich gewiß nich! Was die Leute vom Paul reden, kann wahr sein oder nich, ich weiß 's nich. Ich hab a nich gefragt wo a hin will, und er hat mir's auch nich gesagt; nur fortgehn hab ich a gesehn mit 'm Joseph!“

„Wohin?“

Die harten Augen der Meisterin sahen sie unbetwandt an.

„Uff runter zu!“

„In a Kretscham?“

„Vielleicht! Wenn er alleine war, do ging er immer nüber, uff a Berg zum Glück-Marle!“

Frau Rother atmete auf: im Kretscham also! In das Schusterhäusel zu gehen, wäre ihr zu schwer geworden!

9.

Drei Tage war es noch bis Weihnachten, und das wilde Heer, das in den Zwölfnächten über die Lande jagte, wollte den Gang der Mutter nach dem Sohne nicht leiden: wild packte der Sturm die Schwache, als sie aus dem Hause trat, von der Seite her, und wenn

sie den Stod, auf den sie sich stützte, nicht fest in die Erde gerammt und nicht alle Kraft des Willens aufgeboden hätte, würde er sie doch gemworfen haben. Schneeflocken warf der milde Jäger ihr ins Gesicht, die stachen wie glühende Nadeln. Oft und oft mußte sie stehen bleiben, um zu verschauen und das Tuch fester um Kopf und Schultern zu ziehen. Dann aber packte sie es wieder von neuem an und heißer Mutterliebe, die so fest verschlossen im Schrein ihres Herzens ruhte, gelang doch, was sie wollte: sie stand vor dem Gerichtstisch.

Hier war heute großer Trubel: Der Glück-Karl feierte seinen Geburtstag. Da ging es immer hoch her, alle seine Freunde waren geladen, und August Hoffmann, der Wirt, gab ihnen freie Zech. Dafür kam dann der Verzähsel-Schuster das ganze Jahr über jeden Monat die paar Abende öfter zu ihm als zu der Konkurrenz, und das brachte die Kosten dieses Abends mehr als doppelt wieder ein.

Man hatte an dem großen Rundtisch in der Fensterede noch zwei lange Tische angeheben müssen, um allen Gästen Platz zu lassen; die gute Gelegenheit, auf fremde Kosten sich amüsieren und betrinken zu dürfen, ließ so leicht sich niemand entgehen, der einigermaßen ein Recht zu haben glaubte, zu den Freunden des Schusters zählen zu dürfen.

Aber auch an den Tischen der großen, rauchgeschwärzten Wirtsstube, an denen bezahlt werden mußte, hockte manch einer, den man sonst das ganze Jahr in keinem Kreischam sah, und in der Tür drängte sich mancherlei Volk: Mädchen, die auf den Tanz lauerten, junge Burischen, denen es auf einen Schnaps nicht reichte, neugierige Weiber, Kinder beiderlei Geschlechts und der verschiedensten Jahrgänge.

Die Geburtstagsfeiern des Glück-Schusters waren berühmt im ganzen Kreise; für die hob er sich seine schönsten und wirksamsten Stücke auf, und da das Loben und Feiern, das an dem Abende sein Ende nehmen wollte, da das Trumtrum und Trara des Festes ihn in Hochstimmung versetzte, kam man aus dem Lachen überhaupt nicht heraus.

Auch andere Genüsse wurden bei diesen Geburtstagsfeiern geboten: der Napoleons-Franze, der seinen Namen einer durch den Schnitt seines Bartes noch unterkühlten großen Nehllichkeit mit dem Herrscher des dritten Kaiserreiches der Franzosen verdankte, hatte seine Klarinette mitgebracht, und wenn er auch jahraus, jahrein dieselben Stücke zum Besten gab: einige Volkslieder, ein paar Tanzweisen, nach denen längst kein Mensch mehr tanzte, und zum Schluß, mit besonderem Gefühl vorgetragen, „das Gebet einer Jungfrau“, hörte ihm doch alles gerne zu. Joseph Quitschalle, ein Pole aus Galizien, der als Saisonarbeiter auf das Dominium in der Wirtstuch gekommen und durch Heirat sich im Dorfe sesshaft gemacht hatte, trug ein paar Couplets und Wassenhauer vor, von denen ihm „Siehste nich, da kimmt er“, „Mutter, der Mann mit dem Kofs is da“ und „Pflaum, Pflaum“, zuckersüße Pflaum“ am besten gelang. Die gebrochene, häufig unrichtige Aussprache des sangeslustigen Slaven und der weiche, auch in den hohen Tonlagen noch ausgiebige Tenor übten starke Wirkung aus.

Das beste aber, was alle jungen Mädchen zu dieser Geburtstagsfeier herbeilodete, war der Tanz. Wenn man genug gezecht hatte, zogen die Alten, die nicht mehr mittun wollten, sich immer in das Herrenstübel zurück, wo Glück-Karl, da die Stimmung dann schon weit genug fortgeschritten war, auch seine ältesten, bereits abgelegten Kalauer noch anbrachte. Im großen Wirtszimmer wurden die Tische an die Wand gerückt, auf dem großen Rundtische, der damit zum Orchester befördert wurde, nahm der Napoleon-Franze Platz und neben ihm der alte Brendel, der mehr schlecht wie recht auf seiner alten Geige ein paar Polka und Walzer zu tragen verstand. Diese beiden stellten die Musik zu dem Tanze, an dem sich beteiligen durfte, wer wollte und konnte. Man war ja eine „geschlossene Gesellschaft“.

Heute wartete man besonders gierig auf dieses Vergnügen, und Anruhe machte sich bereits unter dem jungen Volk an der Tür bemerkbar: es hatte sich herumgespröchen — wer es zuerst gebracht, wußte niemand zu sagen —, daß der Kolher Paul mit der Glück-Grete heute die erste Polka tanzen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Natur und Menschen in Tripolis.

Fließ, Regen, fließ,
Zerstör das Haus des Subbi*)
Regen, du feimrieselnder,
Zerstör das Haus des Pascha!
Regen, lieber Schatz,
Fließ auf meinen Kopf!
Mein Kopf ist eingerieben
Mit Olivenöl.
Regen, fließ in die Rinne,
Damit die Freunde trinken!
Regen, fließ auf uns herab,
Damit unsere Zisterne voll wird!
Regen, fließ auf die Wand,
Damit die Oliven Del ergeben!

Gott, laß ihn immerfort fließen,
Bis wir ihm ein Fest feiern!
Regen, ström gewaltig,
Tagsüber und die halbe Nacht!
Regen, fließ auf uns herab,
Damit das Getreide gut gedeiht!
Regen, fließ tagelang,
Damit wir Weizen haben!
Regen, fließ tüchtig,
Damit wir Gerste haben!
Regen, fließ in Wäden,
Damit die Lämmer fett werden!
Regen, fließ aufs Land,
Damit sich die Bäume kräftigen.

Die Königin der Sahara ist Tripolis genannt worden, aber ihr Reich ist von Gnaden des — Regens, um den in den vorstehenden tripolitischen Versen so gefleht wird. Der schmale Küstenstreif, der fruchtbare Land bietet, wird von der Wüste umflammt, die ihre Herrschaft noch zu erweitern strebt, wie die Wüste ständig weiter ins Meer hinabsinkt. Eine loder gefügte Kette der grünen Oaseninseln bildet den Karawanenweg zum Suban. Das Regenwasser, das den Boden trinkt, das Quellwasser, das den Durst löst, sind dieser Million Menschen, die das Gebiet — doppelt so groß wie Deutschland — besiedeln, das Schicksal dunkler Willkür. Als in der Hauptstadt Tripolis eine Quellwasserleitung gebaut wurde, sang ein einheimischer Poet verzückte Hymnen: „Die Stadt hat ihr Wasser! Die Wasserbeförderung auf Eseln und das Kaufen des Wassers hat deshalb aufgehört. Sie haben den Bau nun vollendet und die Röhren unterirdisch geleitet; sie haben hohe Bögen errichtet und das Hauptrohr eingeseht. . . Das Wasser ist nicht trübe, es schmeckt nicht sandig, — frisch schießt es aus den Mundstücken der Röhren. Jetzt brauchst Du nicht mehr Deine Nachbarn in Verlegenheit bringen; Du brauchst sie nicht mehr zu bitten, daß sie Dir ein Schlüchden Wasser geben möchten. . . Du lustiges Mädchen mit den blendend weißen Zähnen, — das wohlschmeckende Wasser fließt jetzt in Deine nächste Mädel! Wenn das Mädchen Durst hat und es Wasser haben muß, so kann es jetzt einfach im Schaltuch hin zum Brunnen gehen.“

Blendend liegt fast das ganze Jahr hindurch die Sonne über diesem Lande. Die Augen der Menschen müssen blinzeln, um das grelle Licht zu ertragen, und diese ewige Schubbewegung bildet laufend seine Faltchen in den Augenwinkeln. Erst Ende November beginnen Niederschläge, aber sie währen nur ein paar Monate, und die Regenmenge erreicht noch nicht die Hälfte des deutschen Durchschnitts. Zudem setzt der Regen ganz unregelmäßig ein: bald ist's der Dezember, oft der Januar, zumeist der Februar, in dem der ausgehörte Boden gewässert wird. In dieser Regenzeit ist das Wetter kühl und unfeindlich; in den unheimbaren Wohnungen wird man nicht warm. Während man drinnen noch friert, stürmt vom Süden der Wüstenwind, der Sibbi, heran, der die Luft bis zu 40 Grad Celsius senken läßt. Eine anschauliche Schilderung dieses Sibbi gibt Ewald Banse: „In flammender Röte ist die Sonne geschrunden, purpurn und lila der Himmel. Das Meer ruht in grünlicher Bleischwere. Die Nacht erdrückend schwül und heiß. Matt und zer schlagen verlassen die Menschen früh das hieende Lager. Draußen glänzt nicht wie sonst das fählerner Gewölbe tiefer Himmelsbläue, sondern graugelber Dunst und Qualm lagert in den engen Gassen der orientalischen Stadt. Feiner Sandstaub segt gegen die schlechtschließenden Fenster, daß ihr Anarren und Klappen sich mit dem hohen Säusen da draußen zu unheimlicher, stetig wachsender Rusel mischt. Die Sonne, die immer strahlende und glänzende, ist unsichtbar; nein, dort oben hängt eine matte, kaum erkennbare Scheibe in der Luft, mit unscharfen Rändern, groß, unnatürlich groß, aber so ganz ohne Leben und Feuer. . . Wohl dem, der gerade ein schühendes Heim über dem Kopfe hat, er schläft sich glücklich. Doch wie sieht es in den Dünen aus, wenn die Sturmbräut mit violetter, purpurbetbrämtem Mantel über die halben Monde hinwegsegelt! Nichts! Naum zehn Meter weit dringt der Wind, nirgends erfährt er auch nur eine scharfe Linie. Das Toben und Tojen des Orkans, die Wände von Staub, ohne Unterlah wie ein Sandgebläse stehend gegen die Haut des Gesichts und der Hände anpertschend und die Deffnungen des Körpers verstopfend, daß man die Lider fest zusammenpressen muß, die gelbgraue Färbung, das Drehen und Wirbeln des Ganzen versehen den Menschen in einen Zustand der Aufregung, des Schwindels. Die Erde scheint aus den Fugen gegangen, der Boden, auf dem er steht, er weicht, treibt fort, die Dünen lagern nicht mehr, sie jagen in der Luft; ihre ästhetische Gestalt hat sich in einen zerfließenden Schleier aufgelöst. Dazu die Hällenglut: 50 Grad Celsius und mehr. . . Ein paar Tage darauf liegen die Staubhügel wieder in heiterer Ruhe und hesperischer Schönheit da, die Strahlen des sengenden Himmelsauges spielen auf den Nippelmarken (Wellenfurchen) und entlocken bunte Reflexe den Wellen der Erde. Ringum ist ein zartes melodisches Klingen wie von silbernen Glöckchen der Elfen, wellauf, wellab rieseln die mikroskopischen Quarzörnchen, nie erstarbt das Sandmeer in Unbeweglichkeit, nur fälschlich gilt es als Bild des Todes.“

Tausendjähriger Verfall ist die Geschichte von Tripolis. Die an sich mögliche Bewässerung — das Grundwasser dringt vielfach nahe an die Oberfläche — ist in den primitivsten Formen erstarret geblieben. Es gibt keine mühseligere Arbeit als die Bedienung der ausgemauerten Bewässerungsbrunnen, aus den in Wodsbeutelnd das Wasser mittels eines hölzernen Schöpfrades durch die gleichzeitige Arbeit eines Maulthiers und des Bauern gefördert wird. „Naum ist in den neun heißen Monaten des Jahres die Sonne erloschen, so beginnt — schreibt L. G. Grothe — der Eingeborene seine Bewässerungsarbeit, sie stundenlang, in stumpfer Einförmigkeit und Beharrlichkeit, gleich geduldig wie das Jugiater an seiner Seite, oft lange bis Mitternacht ausführend. Ein eigentümliches Tönen erfüllt dann die Pflanzungen. Wie ein schweres Stöhnen klingt es, wenn das niemals gefettete oder grölle Schöpfrad sich widerwillig um seine Achse dreht, um den vollen schweren Beutel aus dem Brunnen zu heben. Der morsche Holzmechanismus knarrt

*) Des Krösus von Tripolis.

und ächzt bei seiner Arbeit, das Wasser plätschert laut und hell, wenn es jäh vom Beutel in das Weiden schießt — dann ein abermaliges quietschendes Knirschen, aber einige Noten heller, fast wie ein wohlgefalliges Aufschäumen arguhöhen, sobald der erleichterte Eimer in die Tiefe fährt.“ Nicht minder primitiv sind die Oelpressen und Getreidemöhlen.

Den Grundstock der Bevölkerung bilden wie in Marokko die mohammedanischen Berber. Auch in der Stadt Tripolis, wo 32 000 Mohammedaner, 10 000 Juden und 4000 Christen wohnen, haben die Berber mit einer Kopfzahl von 18 000 den Vorrang. Die Berber sind die Ackerbauer der Oasen, die (nicht selten reichen) Kaufleute der Stadt. Grothe entwirft von den Berbern des Randgebirges ein freundliches Charakterbild: Von heller Hautfarbe, muskulöser und hoher Gestalt, sind sie heiter, glücklich, tapfer, unabhängig, ohne Fanatismus, Sektenswesen, Heiligenkult; sie seien „von jener einfachen Gottesunterwürfigkeit, die mit der Billigkeit mohammedanischer Gebetsgesten und Andachtsformen, inmitten der blendenden Stille der Landschaft, zu der hehren Ruhe und Nichtfülle der Natur in so innigem Einklange steht.“ Dagegen fällt zehn Jahre später (1908) Ewald Banse über die Gesamtbevölkerung von Tripolitaniens ein verächtliches Urteil: „Die aderbaufeindliche und nomadentumfreundliche Religion des Islam, Fatalismus, despotische Regierungsform, Unfittlichkeit der Weiber, auch verheirateter, Päderastie der Männer, Masturbation der Knaben und Mädchen, und infolge all dieser Schäden eine durch die Einwirkung der heißen Sonne zunehmende Entnervung und Faulheit des ganzen Geschlechts, das sein Ideal im süßen Nichtstun bei Kaffee und Zigarette sucht und findet.“

In den Küstenoasen leben auch eigentümlose Ackerbauer. Diese Proletarier pachten von dem Eigentümer des Bodens auf zehn und mehr Jahre das Land, unter der Verpflichtung, die Hälfte des Bodens zum Datteln- und Olivenbau zu verwenden. Die Hälfte des Ertrags fällt dem Eigentümer zu; die Ernte des Gemüsebaues fällt dem Pächter zu. Liefert der Eigentümer Saat und Dünger, so erhält er gar drei Viertel der Früchte. Auf den Hektar erhält der Eigentümer so ohne jede Arbeit etwa eine Grundrente von 600 Mk. Nach Ablauf der Pachtzeit wird das Gut in zwei Hälften geteilt, deren eine dem Verpächter zufällt (er hat sehr wertvolles kultiviertes Land ohne Arbeit gewonnen) während die andere in den Besitz des Pächters übergeht. Dieser mohammedanische Grundrentenbetrieb ist, wie ungeredet er immer sein mag, jedenfalls außerordentlich humaner und auch für die Landeskultur zweckmäßiger als die Weibeigenschafts- und Erbuntertänigkeitspolitik der christlichen Junker.

Neben den Berbern bilden Araber — die Nomaden der Wüste — und Neger die eingeborene Bevölkerung. Europäer sind in größerer Zahl nur in der Hauptstadt zu finden.

Ueber die wirtschaftlichen Aussichten Tripolitaniens urteilt Grothe sehr optimistisch. Drei Fünftel des Landes seien freilich für immer unweidlich. Dagegen sei das für jede Kultur geeignete Kolonisationsgebiet größer als Deutschland. An den Küstentreifen sei Getreidebau, Obst-, Gemüse- und Blumenzucht höchst lohnend, Plantagen für Datteln, Baumwolle, Indigobau sehr geeignet. Die üppigen Maulbeerbäume ließen eine Seidenraupenzucht entwickeln. Auch Banse meint, daß aus dem Lande etwas zu machen sei, aber der Verfall — das Urteil stammt aus der Zeit vor dem jungtürkischen Regiment — sei hoffnungslos. Banse hält eine Besetzung von Tripolis, eine Aufstellung unter die Mächte für unmöglich, und — das Urteil dieses Forschers ist heute beachtenswert — vom Standpunkt der Menschlichkeit auch nicht wünschenswert: „Denn im Augenblick der Landung europäischer Soldaten würde die mohammedanische Bevölkerung im Aufruhr emporflammen, der Dschihad, der heilige Krieg gegen die Ungläubigen, würde entbrennen, gegen den der Aufstand des Mahdi ein Kinderspiel gewesen wäre. Tripolitaniens ist ja die Hochburg des Islam in Nordafrika, auf deren Bannern noch die rote Flagge mit dem Halbmond flattert.“

Die Psychologie der Kinderarbeit.

Ich sitze, eifrig an einem Briefe schreibend, an meinem Schreibtische. Da kommt plötzlich mein Jüngster zur Tür hereingestrungen. Strahlend vor Freude hält er ein Schiff in den Händen, das er sich selbst gefertigt hat und das soeben seine erste Schwimmprobe auf dem Waschkübel erfolgreich bestanden hat. Mit nassen Händen baut er das noch lebende Fahrzeug vor mir auf dem Fußboden auf. Sieh mal, Vatti! schreit er und klatscht selig und begeistert in die Hände. Ja, da muß ich schon für eine Weile die Feder weglegen. Unbedingt muß ich doch seinem Werke die nötige Beachtung schenken. Es ist ein verblüffend einfaches Modell, so kindlich in Ausführung und Darstellung, daß man es als Mustereispiel dafür, wie Kinder arbeiten, aufstellen könnte: der Schiffkörper besteht aus einem Brett von einem guten halben Meter Länge. Darauf erheben sich — augenscheinlich das Wichtigste an dem ganzen Apparat — drei Mastbäume, die einfach aus gespaltenem Holze hergestellt sind und in Bohrlöchern stehen, die der Knirps mit einem gewöhnlichen Fräsbohrer in die Holzplatte

gedreht hat. Ueber die Mastspitzen laufen Bindfäden, die an den Enden des Brettes vorn und hinten befestigt sind und die Takelage vorstellen, zugleich die etwas wackeligen Mastbäume in der Richtung haltend. Dann sind — wiederum ein echt kindlicher Einfall — ringsherum am Rande des Brettes, in regelmäßigen Abständen, Drahtstifte eingeschlagen, die mit Bindfäden untereinander verbunden sind. Damit die Leute da nicht runterfallen“, erklärte der Erbauer mit wichtiger Miene. Soll denn aber das Schiff keinen Schornstein kriegen? fragte ich, um mein Interesse zu beweisen. Unwillig entgegnete er: Aber das ist doch 'n Segelschiff! Es hat aber keine Kajüte sage ich. Wo sollen denn die Leute hin, wenn es schlechtes Wetter ist? Das macht ihn nun nachdenklich, und ein paar Augenblicke später zieht er wieder ab, eine Kajüte zu bauen. Ich bin überzeugt, daß er irgend etwas finden wird, sie darzustellen, und wenn er sich mit einem alten Flaschenork begnügen soll, der, mit dem Messer zurechtgeschnitten, den verdeckten Eingang zur Kajütentreppe markieren muß.

So müssen Kinder arbeiten. Ohne Auftrag, ohne Zwang, mit den einfachsten Werkzeugen. Selbstverständlich hätte der Siebenjährige unter meiner „Anleitung“ manches praktischer anfangen können. Die Masten standen wirklich nicht ganz sicher, wenn sie auch durch die „Takelage“ einigermaßen im Gleichgewicht gehalten wurden. Aber dafür war alles mit Mitteln dargestellt, die den schwachen kleinen Händen willfährig waren, und das Wichtigste — es war nichts daran, das nicht von dem Kinde selbst ausgetastet gewesen wäre. Es braucht ja wohl nicht mehr gesagt zu werden, daß der Wert einer kindlichen Arbeit nicht in dem fertigen Erzeugnis als solches steht, sondern in dem Wege, der zu ihm geführt hat. Darum gibt es auch nichts, das in höherem Maße erziehllich wirkt, als die selbstgewählte, aus dem freien Interesse des Kindes erwachsene Arbeit. Sie soll nicht eine bloße Beschäftigung sein, von der das Kind nur in Anspruch genommen wird, sondern eine wirkliche Arbeit, soll also einen gewissen Kraftaufwand erfordern und zu einem Ergebnis führen, das dem Kinde wertvoll erscheint. Alle Kultur ist durch Arbeit zustande gekommen, und das arbeitende Kind tut nichts anderes, als daß es den Weg im Kleinen wiederholt, den die Menschheit im Großen zurückgelegt hat. Es beginnt mit den einfachsten Werkzeugen, und auf eine „technisch“ richtige Ausführung seiner Ideen kommt es ihm zunächst noch nicht an. Es will ja keinen Gebrauchsgegenstand herstellen. Es will höchstens mit den hergestellten Sachen — wie mit allem, was in seinen Bereich kommt — spielen. Darum ist seine Phantasie auch stets willig und bereit, Lücken und Unvollkommenheiten in der Darstellung zu übersehen, sich mit Andeutungen zu begnügen und das halb ausgeführte für beendet anzusehen. Unbefangen wagt es sich darum auch an die schwierigsten Sachen. Ein Kind, das zeichnerisch darstellen will, beginnt niemals zuerst leichtere Gegenstände oder gar einfache Striche zu zeichnen. Es bewältigt das Darzustellende mit wenigen Strichen und sieht dann einfach, was fehlt, in das Bild hinein. Das ist aber etwas, was mancher Erzieher und manche Erzieherin nicht berücksichtigen zu dürfen glaubt, vielmehr eigenmächtig beharrt: Das soll ein Pferd sein? Der Mann hat ja eine ganz schiefe Nase! Der Hut sieht ja gar nicht ordentlich auf seinem Kopfe usw.

Als ich vor Jahren mit Schulkindern zum erstenmal beim Formen saß, hatte ich zunächst Kugeln aus Plastilin rollen lassen, die schließlich durchbohrt und auf einen Bindfaden gezogen eine „Perlenkette“ darstellten. Das hatte ja nun augenscheinlich allen Kindern gefallen; als ich aber für den Rest der Stunde ihrem freien Willen überließ, was sie darstellen wollten, erlebte ich doch eine große Ueberraschung. Ich hatte mir wohl gedacht, daß dieses und jenes Originelle an den Tag kommen würde — aber die Kinder übertrafen meine Erwartungen bei weitem. Ein Junge machte sich ohne weitere Umstände an die Darstellung eines Leierkastenmannes, der, hinter seiner Drehorgel stehend, eine Geldmünze entgegennahm, die ihm ein Kind brachte. Ein anderer hatte einen Laternenpuker gefnetet, der auf einer Leiter stehend eine Straßenlaterne puhte. Ein dritter hatte ein Wägelchen zu bilden begonnen, wie es die Kinder bei ihren Spielen gebrauchen. Ein paar abgebrochene Streichhölzchen, die er sich bei mir ausgebeten hatte, stellten Wagenachsen und Deichsel vor, und kaum hatten die Kinder gesehen, daß auch anderes Material verwendet werden durfte, als sie sich bald herumliegende Schnitzel von Papier, die eine andere Klasse im Arbeitsraum zurückgelassen hatte, zumutze machten und bei ihren Arbeiten verwendeten. Meine sauber ausgetastete „methodisch richtige“ und akkurat gearbeitete Halskette interessierte kein Kind mehr.

Das ist es, was die neue Pädagogik will, wozu sie alle, die sich mit dem Kinde beschäftigen, führen möchte: das Kind erntet zu nehmen. Schließlich ist das Kind kein Wesen, das nur dazu da wäre, korrigiert zu werden. Erst merkt sich entschlossen hat, zunächst einmal sehen und erkennen zu wollen, statt immerfort zu „bessern“ und zu „erziehen“, wird bald mit ganz anderen Augen in das Leben des Kindes blicken. Und nirgends ist das Kind ursprünglicher, treten die Linien seines Wesens so klar hervor, als bei der unbeeinflugten Arbeit, die dem frei schaffenden Kinde nichts anderes ist, als ein Spiel, ein wertvolles, unentbehrliches Spiel seiner werdenden Kräfte und Fähigkeiten.

B. Scharrelmann.